

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 23. July 1822.

88

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Notenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbe und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Antonio.

Von M. G. N. F.

Chi può ben morir, non cerchi indugio.

Petrarca.

Weinend stand der neunjährige Antonio an der Grube, in welche der Todtengräber beym Schein einer einzigen Fackel die Reste seiner guten Mutter verscharrte. Eine schmerzliche Krankheit, anfangs unbedeutend, durch Noth und den Mangel ärztlichen Beystandes aber bald lebensgefährlich, hatte sie zwey Monate nach dem Tode ihres Gatten, eines verabschiedeten Officiers, von dem Kummer befreyt, die verpfändete Hütte ihrem Gläubiger überlassen und mit ihrem Sohne vor fremden Thüren ihr Brot betteln zu müssen.

Als der Todtengräber seine Arbeit beendigt, und ohne auf den Knaben weiter zu achten, sich entfernt hatte, setzte sich dieser auf den frischen Grabhügel seiner Mutter. Erschöpft vom Weinen schief er endlich unvermerkt ein, und erwachte erst, als die Sonne schon über das Gebirge herauf gestiegen war.

Jetzt ging er zurück in die Hütte seiner Mutter. Der Gläubiger derselben hatte bereits davon Besitz genommen. Stumm drückte sich der Kleine in einen Winkel, während der Mann, ohne sich um ihn zu kümmern, den dürftigen Hausrath sichtete. Der Knabe hatte ihn seine Mutter so oft mit bitteren Vorwürfen überhäufen hören, daß er es nicht wagte, ihn anzureden.

Als der Mann sein Geschäft beendigt hatte, und sich zum Fortgehn anschickte, trat Antonio auf ihn zu, und griff mit flehenden Blicken nach einer seiner Hände.

„Was willst du?“ fuhr jener in einem rauhen Tone ihn an; „du mußt fort; hier im Hause kannst du nicht länger bleiben.“

„Wohin soll ich denn gehn?“ fragte der Knabe kleinlaut.

„Wohin du willst, das gilt mir gleich viel. Geh nach Madrid, dort kannst du dich am leichtesten fortbetteln.“

„Ich weiß den Weg nicht,“ sagte Antonio zögernd; „und — mag nicht betteln,“ setzte er mit unwilligem Blick und furchtsamer Stimme hinzu.

„Geh nur über das Gebirge,“ versetzte der Mann, der die letztern Worte

nicht gehört zu haben schien. „Da nimm“ sagte er, indem er nach einem Stück Brot langte, das eben in der Nähe lag, „das schenk' ich dir; und nun mache, daß du fortkommst.“

Mit diesen Worten stieß er den Knaben aus der Thür, und schloß die Hütte. An wen sollte der Arme sich wenden. Seine Mutter hatte fast ganz für sich allein gelebt, ohne mit jemanden weiter Umgang zu haben. Trostlos ging er jetzt vor das Dorf hinaus, und stieß auf einige leere Köhlerwagen, die, an diesem vordem, nach dem Gebirge zu führen. Er folgte ihnen von weitem. Gegen Abend lenkten die Köhler von der Straße ab, nach ihren Wohnungen. Antonio folgte ihnen. Sie fragten ihn jetzt, wohin er wolle. „Nach Madrid,“ war die Antwort; und zugleich erzählte er ihnen, was ihm begegnet war. Die Köhler schüttelten theilnehmend die Köpfe; aber was sollten sie mit dem Knaben anfangen. Sie gaben ihm ein Nachtlager, versahen ihn des Morgens mit etwas Brot, und beschrieben ihm, verworren genug, den Fußpfad, der ihn in den Entfernung von einigen Stunden, auf die Gebirgsstraße zurückzuführen sollte.

Getröstet ging Antonio weiter. Erst gegen Abend merkte er, daß er sich verirrt hatte. Es war zu spät um nach den Hütten der Köhler zurückzukehren. Jetzt fing er an bitterlich zu weinen. Für heute mußte er unter einem Baume sein Nachtlager suchen. Von kindischer Furcht gepeinigt drückte er das Gesicht tief in das Moos, und entschlief. Am frühen Morgen erwachte er, und suchte eifrig den verlorenen Fußpfad; allein je eifriger er suchte, desto tiefer verirrte er sich in dem immer dichter werdenden Gehölze. Zwey Tage durchstrich er es nach entgegengesetzten Richtungen, ohne einen Ausweg zu finden. Sein weniger Mundvorrath war längst aufgezehrt. Erschöpft von Hunger und Ermüdung sank er am Abend des zweyten Tages unter einem Baume zu Boden. Eben war er im Begriff einzuschlummern, als ein Damhirsch im Finstern an ihm vorüberauschte. Rasch sprang der Erschrockene auf, und fand sich, als er von Furcht beflügelt, eine Strecke fortgelaufen war, am Rande einer breiten Matte, die sich mitten im Walde vor ihm hindehnte.

Mit Staunen erblickte er sich gegenüber ein weites hell erleuchtetes Gezelt, und vor diesem ein großes Feuer. Eine Zeitlang stand er unschlüssig, was er thun sollte. Zwischen Furcht und Freude ging er eine Strecke vorwärts. Deutlich gewahrte er nun, daß mehrere Menschen zunächst dem Zelte geschäftig hin und her liefen, und im Zelte selbst einen reichgekleideten Mann und eine Dame, welche Letztere, wie er zu hören glaubte, die Laute spielte. Der überraschende Anblick machte den ohnedieß schüchternen Knaben noch schüchterner. Vom Hunger getrieben, schlich er sich zuletzt, jedoch in einem weiten Umkreise, von der Seite näher an das Zelt hin; als plötzlich ein kleines Mädchen auf ihn zusprang, und ihn bey der Hand faßte.

„Komm,“ rief das Mädchen, „du kannst mit mir spielen.“

Antonio, der die Kleine nicht eh' gewahrte, als bis sie ihn bey der Hand gefaßt hatte, stieß einen lauten Schrey aus.

„Warum schreyest du denn?“ fragte diese „hab' ich dir weh' gethan?“

„Nein.“

„So komm, und laß uns herumspringen; ein ganze halbe Stunde darf ich hier herumspringen!“

„Ich bin zu müde dazu; ich habe seit zwey Tagen nichts gegessen.“

„Zwey Tage hast du nichts gegessen? O du Armer, wie mußt du Hunger haben! Wie heißt du denn?“

„Antonio.“

„Armer Antonio! Ich habe zu Mittag gegessen, und Nachmittags, und doch hab' ich schon wieder entsezlich viel Hunger. Aber komm nur mit mir, ich will dir gleich zu essen geben.“

Mit diesen Worten zog die Kleine den Knaben in's Zelt hinein. „Vater!“ rief sie, „hier ist der arme Antonio, der schon zwey Tage nichts gegessen hat.“

Es war der Herzog von S * *, der auf der Reise nach einem entfernten Landgute an dieser Stelle des Gebirges sein Nachtlager gewählt hatte. „Wo kommst du her?“ fragte er den Knaben befremdet, aber mit gütiger Stimme,

„Aus dem Dorfe Gorry.“

„Du bist wohl deinen Ältern davon gelaufen?“

„Ich habe keine Ältern mehr. Mein Vater ist schon vor einem halben Jahre gestorben; und vor fünf Tagen auch meine Mutter.“

„Wie kommst du aber hieher?“

„Nach Madrid wollte ich.“

„Und was wolltest du denn in Madrid?“

Antonio schwieg.

„Rede, mein Sohn, mir darfst du es wohl sagen, ich meine es gut mit dir!“

„Betteln soll ich dort,“ sagte Antonio, und Thränen schlossen dabey in seine Augen.

Dieser Zug von Ehrgefühl erhöhte die Theilnahme des hohen Paares an dem Knaben, welche ihm sein Unglück und seine offene Miene, in der sich die ganze Unbefangenheit des kindlichen Alters spiegelte, schon beym ersten Anblick gewonnen hatte. Der Herzog erkundigte sich jetzt näher nach den Lebensumständen seiner Ältern, und die Herzoginn ließ ihn neben sich sitzen, und sprach so freundlich mit ihm, als es sonst nur seine liebevolle Mutter gethan hatte. So reichlich man ihn auch bey der Abendmahlzeit mit Speisen versehen vermochte: die Kleine Donna Maria legte noch immer etwas von ihrem eignen Antheil auf seinen Teller, damit er sich doch recht satt essen möchte.

Am andern Morgen dämmerte es noch kaum, als Antonio, der im Zelte des Haushofmeisters geschlafen hatte, schon erwacht war. Er trat hinaus in's Freye. Alles rings umher war noch stille. Beängstigend fiel es ihm jetzt auf's Herz, was man wohl mit ihm beginnen, ob der Herzog ihn bey sich behalten, oder ihn wieder fortschicken würde. Traurig schlich er, da die Bedienten schon alles zum Aufbruch bereiteten, abwärts von dem Zelte umher, als die liebe Donna Maria aus des Herzogs Zelte hervorhuschte, und da sie ihn, rasch nach allen Seiten hin sich umsehend, gewahr wurde, mit dem Geschrey auf ihn zusprang:

„Du darfst mit uns gehen, Antonio! der Vater hat es erlaubt, ich habe ihn darum gebethen. So hab' ich ihn darum gebethen,“ fuhr sie fort, indem sie die Kleinen Händchen gefaltet in die Höhe hob; „und nun brauchst du nicht mehr zu weinen, du armer Antonio, und sollst gewiß alle Tage zu essen bekommen.“ — „Ich danke dir,“ sagte der Knabe, dem die plötzliche Freude die Brust beengte, indem er die gefalteten Hände der Kleinen in die seinigen faßte;

„ich will gewiß dankbar seyn!“ setzte er hinzu, — „ich will gewiß gut werden,“ sagte er mit Thränen kindlicher Rührung zum Herzoge, als dieser ihn ermahnte, sich künftig seines Wohlwollens werth zu machen.

Das Glend seiner Mutter, und was ihm selbst in wenigen Tagen nach ihrem Tode widerfahren war, hatte in Antonio's Gemüth einen unvergessbaren Eindruck zurückgelassen. Auffallend äußerte sich dieses in einer scheuen Ehrfurcht gegen seine Wohlthäter, so gütig sie ihn auch behandeln mochten; noch auffallender in seinem Betragen gegen die kleine Donna Maria. Alle seine Gedanken schienen allein darauf gespannt zu seyn, wie er sie erfreuen, oder ihr einen Wunsch ablauschen möchte; aber war ihm das gelungen, so verrieth höchstens sein blickendes Auge, wie glücklich ein solches Gelingen ihn machte. Der Herzog ließ ihn, da er mit jedem Tage schönere Anlagen entwickelte, sehr sorgfältig unterrichten. Antonio freute sich jedes Fortschrittes in seiner Bildung; aber er vermied es beynahe mit Ängstlichkeit, diese Freude, und noch mehr eine Äußerung des Selbstgefühls offenbar werden zu lassen. Nur einmal, als Maria mit holder Freundlichkeit ihm die Lobsprüche ihres Vaters wiederholte, und mit wie viel Liebe dieser von ihm gesprochen habe, ergriff er mit raschem Entzücken ihre Hände, und rief: „Das, du Gute! hab' ich dir zu danken.“

Antonio's Liebe zu Marien behielt diesen Charakter auch dann noch, als sie, bey fortschreitenden Jahren, schon lange ihre erste Unbefangenheit verloren hatte, und zur stillen, und darum nur um so mächtigeren Leidenschaft geworden war. Sein Betragen gegen sie wurde jetzt noch zarter, und nahm, bey der reinsten Innigkeit, noch mehr von der Färbung bescheidener Schen an. Noch sorgfältiger als sonst wachte er über jeden seiner Blicke, so wie über Alles, was seine Gefühle verrathen konnte. Sie schienen ihm ein unverzeihliches Verbrechen gegen seine Wohlthäter, ein noch unverzeihlicheres an dem Werthe der Geliebten selbst zu seyn.

Dem scharfen Auge der Herzoginn entging inzwischen die Veränderung Leineswegs, die sich mit Antonio zugetragen hatte. Sie liebte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter; desto ernstlicher wünschte sie es, ihn von einer zwecklosen Leidenschaft geheilt zu sehen, die auf eine oder die andere Weise, früher oder später, seine edelsten Kräfte aufzehren mußte; nur um so gewisser, da Donna Maria den Jüngling zwar wie die zärtlichste Schwester liebte, sonst aber seine Leidenschaft auf keine Weise zu theilen schien. So war es höchst erwünscht, daß der Herzog, gerade um die Zeit der gemachten Entdeckung, eine günstige Gelegenheit fand, Antonio im Regiment des Grafen von Verna unterzubringen.

Die Trennung von Marien sollte dem Jüngling so leicht als möglich gemacht werden. Schon seit langer Zeit kränkelte die Herzoginn, und die bedenkliche Miene der Ärzte ließ das Schlimmste fürchten. Jetzt verordneten sie ihr Seebäder. Donna Maria und Antonio sollten die Kränkelerde begleiten. Mit zarter Schonung hatte die Herzoginn auf der Reise über das Gebirge die Stelle vermeiden wollen, wo Antonio sie zuerst gefunden hatte. Aber sonderbar genug fügte es sich, daß ein Mißverständniß des Führers sie gerade auf den Weg leitete, dem sie auszuweichen gedachte; und noch sonderbarer traf es sich, daß ein plötzlicher und heftiger, wenn gleich schnell vorübergehender Anfall ihrer Krankheit sie an jener Stelle zu verweilen zwang.

Mit liebevoller Sorgfalt waren Donna Maria und Antonio, während des beängstigenden Anfalles der Krankheit, um ihre Mutter beschäftigt gewesen. Jetzt da sich diese von ihrer Schwäche, und sie selbst sich von ihrem Schrecken erholten, saßen sie schweigend derselben zur Seite. Einem edlen Gemüth ist es eine schöne Freude sein Dankgefühl zu äußern. Gerührt ergriff Antonio die herabgesunkene Hand seiner Wohlthäterinn — „An dieser Stelle, meine theure Mutter,“ sagte er, „war es, wo mein guter Engel mich zu Ihnen führte.“

„Mein Sohn,“ erwiderte die Herzoginn, „du hast bisher meine Sorgfalt so schön belohnt, daß ich mich über das Geschenk freuen darf, welches mir der Himmel mit dir gemacht hat. Doch jetzt,“ setzte sie nach einer Pause mit einiger Anstrengung hinzu, „jetzt, werden wir uns bald trennen müssen. Mein Gemahl hat über deine künftige Bestimmung entschieden, und einen Platz in der Armee für dich nachgesucht.“

(Der Schluß folgt)

Allemanisches Lied.

Der Menschenfreund.

(S. Ign. Felner's neue allemannische Gedichte. S. 56.)

Wer friedlich den Gesetzen lebt;
Nach einem frommen Wandel strebt,
Für Gott mit Freuden Alles thut:
Der meint's mit seinem Schöpfer gut.

Wer nicht auf seine Lüste hört;
Nicht Alles, was ihn reizt, begehrt,
Nicht Alles, was ihn lüstet, thut:
Der meint's mit seiner Seele gut.

Wer keinem Freund den Ruhm streicht;
Nicht mit Ermahnung von ihm weicht,
Zum Bösen keinen Vorschub thut:
Der meint's mit seinem Freunde gut.

Wer christlich seinem Feind vergiebt;
Den Fuß nicht tückisch unterschiebt,
Ihm Gutes noch für Böses thut:
Der meint's mit seinem Feinde gut.

Wer seines Mägdeleins Tugend ehrt,
Und nicht, was unrecht ist, begehrt;
Nicht, was ihr Schaden könnte, thut:
Der meint's mit seinem Mägdelein gut.

Wer, was ihn freut, an Andern übt,
Und Jeden wie sich selber liebt;
Wer allen Menschen Gutes thut:
Der meint's mit allen Menschen gut.

Gez. v. Leon.

Aus Paris, vom 27. Juny 1822.

So wie die Sachen jetzt stehen, wird das Theater Feydeau (die komische Oper) eine neue Zeitrechnung beginnen; wenigstens ist das Ereigniß, welches nächstens auf demselben Statt finden wird, von der Art, daß es mit der Vergangenheit gar in keine Vereinbarung gebracht werden kann. Die Direction des genannten Theaters scheint nämlich endlich aus ihrem Schummer erwacht zu seyn; ihr fängt an, vor dem einflüßigen Schicksale ihrer Bühne hange zu werden. Von der einen Seite steht der immer steigendere Beyfall, welchen sich das italienische Theater erwirbt, als ein Schreckensbild da, welches auf ihren eigenen Untergang deutet; von der andern verspürt sie die Vorboten des Letztern in ihren eigenen Eingeweiden. Die Werke der älteren Componisten, welche diesem Theater zu seiner Berühmtheit verholfen haben, eines Cherubini, Berton, Méhül, Catel, Kreutzer u. s. w. werden vor leeren Bänken gespielt, weil der neuere, oder vielmehr der eigentliche französische Nationalgeschmack an melodramatischen Texten, wie sie den sämtlichen Opern der genannten Componisten zum Grunde liegen, keinen Gefallen mehr findet. Der Schutz und Hord des Theaters Feydeau, Nicolo Isouard, ist todt und mit ihm der Flor, welcher diesem Theater früher seinen, ich möchte sagen, europäischen Ruf verschafft hat. Die Werke desselben, wie z. B. Joconde, Lully et Quinault, les Rendez-vous Bourgeois, l'Intrigue aux fenêtres, Cendrillon, Jeannot et Colin u. s. w., müssen zwar, vor wie nach, aushelfen, werden aber alt, weil sie durch keine neue ersetzt werden. Bonyedien ist freylich nicht physisch, aber doch künstlerisch, todt; von seinen Opern befinden sich in diesem Augenblicke eigentlich nur noch zwey auf dem Theater, Jean de Paris und le Nouveau Seigneur du Village. Die meisten der genannten Stücke müssen mit dem Abgange Martin's, für den die Hauptrollen darin geschrieben sind und den kein jetzt bekannter französischer Sänger ersetzen kann, ganz von der Bühne verschwinden. Die neuesten, jüngsten Componisten, welche, mehr oder weniger, sämtlich ohne alles wahrhaft schaffende Genie sind und nur auf der Foltermaschine, genannt École Royale de Musique (Conservatoire), die Sehkunst erlernt haben, gleiten über die Bühne, wie Irlichter, welche verschwinden, ehe man sie in der Nähe betrachten kann. Hérolde, der Verfasser der Clochette und der Rosières, dessen Studium man nicht allein in Paris, sondern auch in Deutschland, einen Augenblick für Talent genommen hat, wird jetzt auf seinen wahren Werth zurückgeführt, der darin besteht, daß er die musikalische Halsbrecheren mit etwas weniger Grausamkeit treibt, als seine Herren Mitcollegen, daß er aber immer noch Executionen hält, die nur den Neugierigen zusagen können, den Menschen von Geist, Gefühl und Gemüth aber ein Gräul bleiben. Von den oben genannten älteren Componisten, welche jetzt sämtlich alt sind, haben einige den Muth verloren, andern scheint es nicht thunlich zu seyn, ihren alten, wohl erworbenen Ruhm auf's Spiel zu setzen. Cherubini hat schon seit vier Jahren einen komischen Operntext im Pulte liegen; Catel und Berton sind gänzlich gespannt mit dem Theater Feydeau und Kreutzer dürfte mit seinem Paradis de Mahomet *), musikalischer Weise gesprochen, in's himmlische Paradies eingegangen, das heißt, fortan als Componist mausetodt, seyn.

In dieser verzweifeltsten Lage der Dinge hat das Theater Feydeau zu einem verzweifeltsten Mittel seine Zuflucht genommen; es will ausländische, besonders deutsche, besonders Mozart'sche (schreibe, besonders Mozart'sche) Opern geben. Als die griechische Cultur zu Grunde ging, flüchteten sich die Künste von da nach dem Abend, das heißt, nach Italien. Sollte es mit der deutschen Musik derselbe Fall seyn und diese fortan ihren Wohnsitz in Frankreich aufschlagen wollen?

Zu dem obenerwähnten Entschlusse ist das Theater Feydeau freylich nicht ganz aus eigenem Antriebe, sondern durch einen fremden Impuls, nämlich durch den Hrn. Castil-Blase, gekommen.

Wer ist der Hr. Castil-Blase? Ein Mann, der sich in kurzer Zeit einen großen

*) S. Nr. 44 der diesjährigen Wiener Zeitschrift.

Ruf erworben hat. Wie die größten Ergebnisse oft nur Folgen der geringsten Veranlassungen zu seyn pflegen, so liegt auch dem großen Rufe des Hrn. Castil-Blase eine ganz winzige Ursache zum Grunde. Diese ist kein, vor einigen Jahren herausgegebenes, Buch: *De l'Opéra, en France*. Wie schon hin und wieder in Deutschland und in Frankreich bemerkt worden, ist dieser Titel höchst uneigentlich, wo nicht gar, ganz falsch. Er soll, dem Inhalte des Buchs gemäß, heißen: *Von dem französischen Singspielen*. Unter *Opéra* wird aber in Frankreich immer nur die große Pariser Oper verstanden. Ohnehin hinft der, durch ein Komma getrennte, Zusatz: *En France*, hinten nach, als gehörte er nicht zum Titel. Auch mit: *De la Musique dramatique*, wäre der Sinn schlecht ausgedrückt gewesen, weil *dramatique* in dieser Zusammenstellung so viel heißen würde, als die Handlung wohl ausdrückend, im Gegensatz von flacher, nichts sagender Musik. Demnach müßte der Titel heißen: *De la Musique théâtrale en France*. Das Buch hat also einen schielenden Titel, und da es einem solchen Titel geht, wie schielenden Augen, so kann man von selbst auf die innere Güte des Buchs schließen. Wirklich ist der Inhalt so schielend, daß man nicht weiß, gesteht der Verfasser der ausländischen Musik ein unbedingtes Übergewicht über die französische Musik zu, oder nicht? Mit einer einzigen Meinung schien Hr. Castil-Blase gänzlich auf dem Reinen zu seyn, nämlich, daß Mozart das größte Genie sey, welches die musikalische Welt hervorgebracht habe. Wir sagen: Schien, denn später hat sich's ausgewiesen, daß Hr. Castil-Blase noch einem andern Componisten ein eben so eminentes Genie zugestehet, als Mozarten. Diese Meinung war Ursache, daß Hrn. Castil-Blase's Werk, obgleich in demselben übrigens nur die allergewöhnlichsten Dinge, z. B. was eine Arie, Duett, Terzett seyen, welchen Charakter die Flöte, die Hoboe, die Clarinette hätten u. s. w., vorkamen, von Paris aus in der Leipziger musikalischen Zeitung nicht unvorthellhaft angezeigt, doch zugleich der darin herrschende Mangel eines feststehenden Princips, wie auch der Kenntniß des absoluten Unterschiedes, der zwischen der deutschen, italienischen und französischen Musik herrsche, gerügt ward.

Hr. Castil-Blase hat in seiner Jugend im Conservatoire zu Paris wirklich Musik studiert, ist dann in das südliche Frankreich, sein Vaterland, zurückgekehrt, um daselbst irgend eine administrative Stelle zu bekleiden und hat endlich, nachdem er vor einigen Jahren durch einen Zufall dieser entsezt worden, Paris zu seinem künftigen Aufenthaltsorte gewählt und hier das obenerwähnte Werk ausgearbeitet. Seitdem hat Hr. Castil-Blase die Hände nicht in den Schooß gelegt, sondern mehreres herausgegeben, z. B. eine Umarbeitung des Rousseau'schen musikalischen Wörterbuchs. Auch ist es ihm gelungen, Mitarbeiter am *Journal des Débats*, einer Zeitschrift, die fortwährend einer wirklich soliden Achtung genießt, zu werden, in welchem von Zeit zu Zeit ein Artikel, *Chronique Musicale* betitelt und mit drey X unterzeichnet, von ihm erscheint.

Diese ganze literarisch-musikalische Rührsamkeit des Hrn. Castil-Blase wäre aber dermalen unbeachtet und, was noch mehr sagen will, unbekannt geblieben, wenn er nicht Muth in sich verspürt hätte, sich eine neue Carriere zu bahnen und diese mit Beharrlichkeit zu verfolgen. *Audacieux et fluet, et l'on parvient à tout!* Dieß Symbolum des *Solliciteur* scheint Hr. Castil-Blase zu dem seinigen gemacht zu haben. Die körperliche Eigenschaft des fluet fehlt ihm zwar, dafür aber ist seine geistige Schmachttigkeit einem schwachen Rohre gleich, welches dem Sturme widersteht, während ein starker Baum von ihm aus dem Boden gerissen wird. Die neue Carriere, welche Hr. Castil-Blase einschlug, war folgende.

Der Verfall des Theaters Feydeau, das heißt, der, auf demselben aufgeführten, Opern, war eine Thatsache, welche selbst von den Anhängern der französischen Musik nicht geläugnet wurde. Als ein Mann, der sich seines Vortheils zu bedienen versteht (Hr. Castil-Blase ist nicht allein ein Franzose, sondern sogar ein Gascogner), stüzte sich derselbe auf diese Thatsache und ward nicht müde, mündlich und schriftlich zu wiederholen, das Theater Feydeau sey verloren, wenn er, Hr. Castil-Blase, ihm nicht zu Hülfe käme, das heißt, wenn dieß Theater die Bearbeitung des Mozart'schen *Figaro* nicht zur Aufführung bringen würde. Hr. Castil-Blase, der sich nämlich schon seit vielen Jahren, und damals wahrscheinlich noch aus Liebe zur Sache, mit der

Übersetzung dieser Oper beschäftigt hatte, glaubte, es sey jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo er auch der Liebe zum Gewinn Gehör geben könne. Aber das Theater Feydeau, eingedenk seiner Statuten, welche ihm gebieten, nur neue und ursprünglich für dieß Theater geschriebene, Opern zu geben, machte taube Ohren und antwortete dem Hrn. Castil-Blase: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse.“ *)

Hr. Castil-Blase ließ sich nicht abschrecken, sondern griff das Ding vielmehr auf einem andern Ende an. Mittlererweile hatte nämlich der Kossinische Barbier von Sivilien einen entschiedenen Beyfall auf dem italienischen Theater erhalten, und Hr. Castil-Blase, plötzlich umfattelnd und statt Mozart den Hrn. Rossini zu seinem Gotte wählend, setzte sich flugs nieder, machte eine französische Übersetzung zu dem Barbier und sandte sie einigen Provinzialtheatern unter der Bedingung gratis zu, daß sie die Oper schleunig zur Aufführung brächten. Dieß geschah; die Einwohner der Provinz wollten im Geschmack nicht hinter den Parisern zurückbleiben: sie applaudirten sich die Hände wund. Das Gerücht dieses großen Beyfalls erschallte von Mund zu Mund; die Administratoren des Theaters Feydeau wurden stutzig. Da trat der Hr. Castil-Blase wiederum vor sie hin, mit der Partitur des Mozart'schen Figaro in der Hand und sprach: „Euer Heil steht in meinen Händen. Führt den Figaro auf, oder ich schicke ihn auch in die Provinzen.“ Und das Theater Feydeau willigte ein.

Hr. Castil-Blase hat nun seinen Zweck erreicht, das heißt, er zieht als Arrangeur von diesen bearbeiteten Opern die nämliche Part d'Auteur, als wäre er der wirkliche Verfasser des Textes und der Musik.

(Der Schluß folgt)

*) Dieses Sprichwort, wie viele andere der neueren französischen Umgangssprache, ist aus Molières: *L'Amour Médecin* genommen. Sganarelle hat seine Nachbarn und Freunde versammelt, um sie um ihre Meinung zu befragen, wie die Krankheit seiner Tochter am besten geheilt werden könne. Der eine gibt ihm diesen, der andere jenen eigennütigen Rath; der Goldschmied Josse ist des Glaubens, ein reicher Schmuck werde das beste Heilmittel seyn. Da antwortet der Alte: „Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse,“ welches also so viel heißen will, als: „Sie sind ein eigennütziger Mann,“ oder „Sie geben einen eigennütigen Rath.“

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des K. K. Hofgartens in Schönbrunn blühen; jetzt folgende Gewächse:

- Abroma angusta*. Prächtige Abroma. Aus Ostindien.
- Achania mollis*. Weiche Tuttenmalve. Aus Amerika.
- Athanasia crithmifolia*. Bacillenblättrige Athanasie. Vom Cap.
- Commelina coelestis*. Himmlische Commelne.
- Dianella nemorosa*. Hain-Dianelle. Aus Ostindien.
- Euphorbia Tithymaloides*. Saftige Wolfsmilch. Vom wärmeren Amerika.
- Jasminum tortuosum*. Gedrehter Jasmin. Aus Ostindien.
- Musa paradisiaca*. Gemeiner Pisang. Aus Ostindien.
- Piper blandum*. Geschmackloser Pfeffer. Von Caracas.
- Salvia paniculata*. Rispenblüthige Salbey. Vom Cap.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.